Amanda Barratt

Geliebter Dietrich

Die Liebesgeschichte
von Dietrich Bonhoeffer
und Maria von Wedemeyer

Aus dem amerikanischen Englisch von Dr. Friedemann Lux

Roman

SCM
Hänssler

SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänssler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.

Dies ist ein fiktionales Werk. Abgesehen von den Hauptfiguren des Buches, bestimmten historischen Tatsachen und Personen des öffentlichen Lebens sind die in diesem Werk dargestellten Personen und Ereignisse von der Autorin frei erfunden. Alle Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

© Deutsche Fassung 2021
SCM Hänssler in der SCM Verlagsgruppe GmbH
Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen
Internet: www.scm-haenssler.de · E-Mail: info@scm-haenssler.de

Originally published in the U.S.A. under the title:
My Dearest Dietrich, by Amanda Barratt
Copyright © 2020 by Amanda Barratt
German edition © 2021 by SCM Hänssler in der SCM Verlagsgruppe GmbH with permission of Kregel Publications, a division of Kregel Inc.
All rights reserved.

Bibelzitate wurden folgender Ausgabe entnommen:
Lutherbibel, revidiert 2017, © 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart

Übersetzung und fachliche Durchsicht: Dr. Friedemann Lux
Umschlaggestaltung: Stephan Schulze, Stuttgart
Titelbild: Nejron Photo, shutterstock
Autorenfoto: © Amanda Barratt
Satz: Satz & Medien Wieser, Aachen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Gedruckt in Deutschland
ISBN 978-3-7751-6044-5
Bestell-Nr. 396.044

Liste der wichtigen Personen

Die Familie Bonhoeffer

Dietrich Bonhoeffer – ein 36 Jahre alter Theologe; als Doppelagent in der Verschwörung gegen Adolf Hitler tätig.

Dr. Karl Bonhoeffer – Dietrichs Vater, ein berühmter Psychiater.

Paula Bonhoeffer – Dietrichs Mutter.

Klaus Bonhoeffer – Dietrichs älterer Bruder; Rechtsanwalt und Mitglied der Verschwörung gegen Hitler.

Emmi Bonhoeffer – Klaus' Ehefrau.
Kinder: Walter, Thomas und Cornelie.

Ursula Schleicher, geb. Bonhoeffer – ältere Schwester von Dietrich.

Rüdiger Schleicher – Ursulas Ehemann und einer der Verschwörer.
Kinder: Renate und Hans-Walter.

Christel von Dohnanyi, geb. Bonhoeffer – ältere Schwester von Dietrich.

Hans von Dohnanyi – Christels Ehemann; Jurist in der Abwehr (deutscher militärischer Geheimdienst) und Schlüsselmitglied der Verschwörergruppe.
Kinder: Klaus, Christoph und Bärbel.

Sabine Leibholz, geb. Bonhoeffer – Dietrichs Zwillingsschwester; musste wegen der jüdischen Abstammung ihres Ehemannes, **Gerhard Leibholz,** aus Deutschland flüchten**.**
Kinder: Marianne und Christiane.

Lotte – Dienstmädchen der Bonhoeffers.

Die Familie von Wedemeyer

Maria von Wedemeyer – die 18-jährige Tochter eines preußischen Landbesitzers, dessen Familie gegen die Nazis eingestellt ist; dennoch dienen ihr Vater und ihr Bruder beide in der Wehrmacht.
Major Hans von Wedemeyer – Marias Vater.
Ruth von Wedemeyer, geb. von Kleist – Marias Mutter, manchmal »Ruthchen« genannt.
Ruth-Alice von Bismarck, geb. von Wedemeyer – Marias ältere Schwester.
Klaus von Bismarck – Ehemann von Ruth-Alice.
Max von Wedemeyer – Marias älterer Bruder; Soldat in der Wehrmacht.
Hans-Werner von Wedemeyer – jüngerer Bruder von Maria.
Christine von Wedemeyer – jüngere Schwester von Maria.
Lala von Wedemeyer – jüngere Schwester von Maria.
Peter von Wedemeyer – jüngerer Bruder von Maria.
Ruth von Kleist-Retzow – Marias Großmutter mütterlicherseits.

Die Verschwörer

Admiral Wilhelm Canaris – Chef der Abwehr; arbeitet eng mit Hans von Dohnanyi zusammen, um das Naziregime zu stürzen.
General Hans Oster – Mitglied der Abwehr und führendes Mitglied im Widerstand gegen Hitler.
General Ludwig Beck – führendes Mitglied im Widerstand gegen Hitler.
Wilhelm Schmidhuber – Mitglied der Abwehr; an der »Operation 7« zur heimlichen Ausreise von 14 Juden in die Schweiz beteiligt.
Henning von Tresckow – Onkel Marias; tief in die Komplotte zur Ermordung Hitlers verwickelt.

Fabian von Schlabrendorff – Vetter Marias; ebenfalls an den Komplotten zur Ermordung Hitlers beteiligt.

General Paul von Hase – Stadtkommandant von Berlin; Onkel von Dietrich und einer der Mitverschwörer.

Sonstige

Eberhard Bethge – Dietrichs bester Freund.

Familie Vogel – die Familie, in der Maria von Wedemeyer im Rahmen ihres nationalen Pflichtjahres als Kindermädchen dient.

Manfred Roeder – Richter, der die Ermittlungen gegen Dietrich und andere verhaftete Verschwörer leitet.

Franz-Xaver Sonderegger – Gestapo-Kommissar.

Unteroffizier Knobloch – Wärter im Gefängnis Tegel.

Prolog

Februar 1945
Flossenbürg, Deutschland

Über ihr war kein Himmel.

Oder genauer gesagt: Es war ein Himmel, wie Maria ihn noch nie gesehen hatte. Ein stumpfes Grau, fast schon weiß. Wenn es die Sonne überhaupt je gegeben hatte, dann war sie schon vor langer Zeit geflohen und hatte Strahlen ohne jede Farbe, ohne jedes Leben zurückgelassen.

Vor ihr lag die Straße wie ein langes, gerades Band. An seinem Ende duckte sich ein großes, braunes Gebäude, dessen Ziegelwände und Dach die einzigen Farben der Szenerie lieferten. Alles andere … weiß. Endlos weiß. Schnee auf dem Boden. Rauchschwaden, aus denen wirbelnde Flocken regneten. Wofür standen diese krümeligen Flocken? Woher stammten sie?

Lieber nicht dran denken, Maria!

Nein, sie durfte ihr Ziel nicht aus den Augen verlieren. Jede Ablenkung wäre fatal für ihre trägen Gedanken und ihre bleiernen Füße.

»Dietrich«, flüsterte es aus ihren halb erfrorenen Lippen. »Dietrich.«

Denk weiter an ihn, das hält dich warm …

Es hatte als kindliches Spiel angefangen, dass sie sich seinen Namen immer wieder im Kopf vorsagte, während sie ihren täglichen Beschäftigungen nachging, jede Silbe drehte und wendete, mit den Buchstaben jonglierte. Jetzt war es das Band, das ihren Körper aufrecht hielt, ihre Beine in Bewegung bleiben ließ und ihre tauben Finger um den Tragegriff des schweren Koffers presste, der mit jedem Schritt gegen ihr Schienbein stieß.

»Dietrich …«

Nur noch ein paar Schritte.

»Dietrich …«

Endlich hatte sie den mondsichelförmigen Eingang erreicht. Ein Wärter mit strengem, wettergegerbtem Gesicht und schwarzer SS-Mütze auf dem kurz geschorenen Haar musterte sie, als sei sie ein Gespenst. Für ihn war sie das wahrscheinlich auch. Ein Fräulein von zwanzig Jahren, das zu Fuß vor den Toren eines KZs erschien. Nur dass sie sich eher wie sechzig statt wie zwanzig fühlte. Die Zentnerlast der letzten Monate und Jahre hatte ihren Geist wie im Zeitraffer altern lassen.

»Guten Morgen, Fräulein.« Er nickte steif, die Schultern unnatürlich nach hinten gezogen.

Fräulein! Sie waren hier doch nicht in einem Ballsaal! Es war kalt genug, um Wasser auf der Stelle zu Eiszapfen gefrieren zu lassen. Ihre Finger waren am Griff des Koffers zu Klauen geworden. Ihr Haar war zerzaust und ihre Nase röter als das Band, das der Wärter um seinen rechten Oberarm trug. Aber sie brauchte etwas von diesem Mann. Also besser lächeln, als sich Feinde zu machen; hatten die Monate in Tegel ihr das nicht gezeigt?

»Guten Morgen, Herr Offizier. Ich komme wegen eines Ihrer Gefangenen.«

Die Falten auf seinem Gesicht wurden noch strenger. Ohne Zweifel war auch dieses Musterexemplar eines harten SS-Mannes einmal der kleine Junge einer Mutter gewesen. Der Spielkamerad einer Schwester. Ein Junge wie Marias Bruder Max, der ihr den letzten Nerv rauben konnte und der dem Wort »Lausbub« eine ganz neue Bedeutung gegeben hatte – aber auf eine so charmante Weise, dass sie nur die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, lachen und ihm den nächsten Bissen Kuchen in den Mund schieben konnte.

Sie musste versuchen, zu ihm durchzudringen, zu dem kleinen Jungen, der sich hinter dem Totenkopfemblem der SS versteckte.

»Sie müssen mir helfen.« Nur zu leicht schob die nackte Verzweiflung sich in ihre Worte. Verzweiflung – ein Gefühl, das in dem gro-

ßen Deutschland mit seinem großen Führer eigentlich nicht geduldet wurde, das den Menschen aber nur zu gut vertraut war. »Ich bin sieben Kilometer zu Fuß hierhergekommen und muss die ganze Strecke wieder zurücklaufen. Bitte, Herr Offizier, ich brauche eine Auskunft. Der Mann, den ich suche … Er ist mein Verlobter.«

Sein Gesicht wurde eine Spur weicher. Dachte er vielleicht an seine eigene Liebste? An glücklichere Tage, an denen Liebe und Lachen den Alltag erhellten?

»Ach, so ist das also. Können Sie mir seinen Namen sagen?«

Sie nickte. »Bonhoeffer. Dietrich Bonhoeffer.«

»Warten Sie hier.« Er wandte sich um, blickte dann aber über die Schulter zurück und korrigierte sich. »Kommen Sie rein.« Mit einer steifen Geste seiner schwarz behandschuhten Hand bedeutete er ihr, ihm zu folgen. »Sie sehen verfroren aus.«

Mit schierer Willenskraft zwang sie ihre Füße, sich zu bewegen. Sie traten in einen großen, dunklen Raum. In einem wuchtigen gemauerten Kamin brannte ein Feuer. Wärme. Licht. Endlich.

»Sie … können sich da aufwärmen. Ich würde Ihnen gern einen Kaffee anbieten, aber wir sind gerade ein bisschen knapp.«

Von der Wärme angezogen, ging sie zum Feuer hinüber. Ihre Stiefel hinterließen eine nasse Spur auf dem Fußboden. Sie hockte sich vor die Flammen, so ähnlich wie der Hund der Familie in den langen Winternächten in Pätzig. Eine Stunde, so schien es ihr, saß sie da. Endlich, endlich wurden ihre Finger wieder warm und sie löste sie vom Tragegriff des Koffers. Das Kribbeln und Brennen, das sie bei der Bewegung verspürte, trieb ihr die Tränen in die Augen, aber wenigstens waren ihre Finger nicht erfroren.

Die Wärme brachte ihr ein anderes Problem zurück ins Bewusstsein. Wann hatte sie eigentlich das letzte Mal etwas gegessen? Ihr leerer Magen knurrte protestierend. Wo war es geblieben, das Mädchen mit den rosigen Wangen, das ein Stück Apfelkuchen nach dem anderen verputzte?

Aber dieses Bedürfnis – so menschlich es in ihrem geschwächten Zustand war – musste warten. In diesem Augenblick ging es nur um

Dietrich – nein, nicht um den Theologen Dietrich oder den genialen Dietrich, ja noch nicht einmal den Dietrich von Tegel, sondern um den Dietrich, den sie so innig liebte, dass es sie selbst überraschte.

Sie spürte einen Blick auf sich ruhen und wandte sich um. Der Wärter stand neben dem überladenen Schreibtisch, die eine Hand auf der Tischplatte, und schaute sie an – aber nicht distanziert, sondern irgendwie anders. War es Mitleid? Bestimmt nicht. Nein, nicht von jemandem aus Hitlers Elitetruppe. Nicht von einem Mann, der den Tod so oft sah wie eine Küchenmagd schmutziges Geschirr. Oder doch? Ja … ja, es lag Mitleid in diesen zurückhaltenden Augen.

Sie befahl ihren Beinen, aufzustehen. »Nun?«

»Es tut mir leid, Fräulein. Wir haben hier keinen Dietrich Bonhoeffer.«

»Sind Sie sich sicher?« Wohin sonst konnten sie ihn gebracht haben? Keine Auskunft in Berlin, und hier wusste auch niemand Bescheid. Wie konnte ein Mann einfach verschwinden, und sei es in dem Kriegschaos in Deutschland?

»Ich habe alles geprüft. Unsere Aktenführung ist lückenlos.« Er richtete sich noch höher auf, als wolle er diese mitgenommen aussehende junge Dame mit der verfrorenen Nase fragen, wie sie es wagen konnte, ihm zu widersprechen. Dann, wieder weicher, fuhr er fort: »Tut mir leid, dass Sie umsonst gekommen sind. Heutzutage … vertut man sich leicht, wenn man jemanden sucht.«

Der stundenlange Fußmarsch, die Kälte, die an Verzweiflung grenzende Enttäuschung kochten unvermittelt in ihr hoch wie Wasser in einem Kessel, wenn es den Siedepunkt überschritten hat. »Ich habe mich nicht vertan!« Mit diesen Worten, die sie förmlich ausspuckte, brach ihr Zorn aus ihr heraus, bis er mehr und mehr einem tiefen Schmerz wich. »Ihre Leute haben ihn verhaftet. Einen Unschuldigen, den besten Mann, der je über diese Welt gegangen ist!« Sie nahm ihren Koffer, drehte sich auf dem Absatz um und marschierte zurück auf die Straße, bevor der Mann noch auf die Idee kommen würde, ihr zu folgen und sie wegen volksverhetzender Re-

den zu verhaften. Sie schienen gerade alle möglichen Leute zu verhaften, aus dem geringsten Anlass. Hans, Rüdiger, Klaus. Dietrich.

Die Straße vor ihr schien sie zu verspotten, jeder Schritt ein Hindernis, das sie überwinden musste, bevor sie wieder im Warmen war. Die eisige Luft drang beißend durch ihren abgewetzten Mantel und ihre dünnen Strümpfe. Tränen, jene verräterischen Zeichen von Schwäche, füllten ihre Augen und flossen ihr über die Wangen. Sie wischte sie mit ungeduldiger Hand ab. Man weinte nicht mehr in diesen Tagen, dafür gab es zu viel Elend und zu wenig Zeit.

Ihre halb tauben Finger glitten in ihre Manteltasche und berührten das zusammengefaltete Blatt Papier, das darin lag. Einer von Dietrichs Briefen an sie. Seine Worte hallten in ihr nach:

> *Der Gedanke, dass Du Kummer hast, wäre mein einziger Kummer. Der Gedanke, dass Du in Liebe mitwartest und Geduld hast, ist mein täglicher Trost. Alles wird schön und gut werden zu der Stunde, die Gott dafür ersehen hat. Freue Dich mit mir darauf, Maria!*[1]

»Das versuche ich ja, Dietrich«, flüsterte sie. »Ich versuche zu glauben, dass wir eines Tages wieder in Großmutters Salon sitzen werden. Du spielst Klavier und wir sind glücklich. Nicht weil es etwas Besonderes zu feiern gäbe, sondern weil wir zusammen sind. Das ist alles, was zählt. Wir werden wieder zusammen sein.«

So. Das durfte sie nicht vergessen, trotz des Misserfolgs gerade eben. Bald war der Krieg vorbei – dieser furchtbare, gottverlassene Krieg, der viel zu vielen guten Männern das Leben gekostet hatte. Und wieder musste sie an etwas denken, das Dietrich gesagt hatte: »Nein, Maria, nichts ist je gottverlassen. Er ist in allem, auch dort, wo Leben gegeben oder genommen wird. Gegenwärtig in jedem Augenblick, auch in diesem.«

Sie redete weiter laut vor sich hin, um gegen die Müdigkeit anzukämpfen. »Ja, Dietrich, du hast ja recht. Du hast immer recht. Ich kann's immer noch nicht fassen, dass du ausgerechnet mich gewählt

hast, ein dummes Mädchen, das keine Ahnung von Theologie hatte und dich bat, etwas Amerikanisches zu spielen. Dieses Mädchen bin ich heute nicht mehr, und wie sollte ich auch? Diese Jahre haben mich verändert. Sie haben auch dich verändert. Aber das sollst du wissen: Wo immer du gerade bist …«

Die Anstrengung des Laufens und die Kälte, die in ihren Bronchien kratzte, stahlen ihre letzten Worte. Aber als sie weiter die endlose Straße entlangtrottete, der Koffer schwerer denn je und der Himmel über ihr grau und tot und leer, dachte sie wieder nur daran, wie kostbar ihre Liebe zu Dietrich war. Jede Anstrengung würde sich lohnen, um ihn zu finden.

Eins

31. Mai 1942
Sigtuna, Schweden

Eine Diktatur ist wie eine Schlange. Wenn du ihr auf den Schwanz trittst, beißt sie dich.

Diese Worte schwirrten Dietrich Bonhoeffer im Kopf herum, während sein Taxi durch die Straßen der alten schwedischen Königsstadt rollte. Er schaute durch das sonnenbeschienene Fenster hinaus, durch sein Spiegelbild hindurch. Ihm war flau im Magen. Nein, nicht mehr von den Turbulenzen, die ihn tags zuvor auf dem Flug von Berlin nach Stockholm geplagt hatten; davon hatte er sich schnell erholt. Aber das Gefühl, dass man ihn womöglich beobachtete und ihm folgte, verursachte eine Flauheit von ganz anderer Art, die sich nicht so leicht abschütteln ließ.

In dem engen Wagen lag kalter Zigarrenrauch und Beklemmung in der Luft. Der Rauch kam vom Fahrer, der zudem stark schwitzte; die Beklemmung kam von Bonhoeffer selbst, aber das wusste nur er. Er hatte sich zu sehr ins Zeug gelegt in den letzten paar Tagen, als dass irgendetwas Unvorhergesehenes dieses Treffen in letzter Minute platzen lassen durfte.

Mit einem Ruck hielt das Taxi vor dem Nordischen Ökumenischen Institut. Dietrich bezahlte den Fahrer, der knapp nickte, dann packte er mit der einen Hand seinen Koffer und öffnete mit der anderen die Tür. Die Nachmittagssonne wärmte sein Gesicht und die Luft war rein und frisch.

Ruhig und besonnen wie immer prüfte er die Umgebung. Vor ihm das mehrstöckige Steingebäude, vor dem Haus der gepflegte Rasen, dann die breite Eingangstreppe, die zur Tür hochführte. War

ihm jemand gefolgt? Woher kam dieses Gefühl, dass ihm eine Spinne den Nacken hochkroch? Spielten ihm seine Nerven einen Streich? Jetzt kam um die hintere Ecke des Gebäudes ein Mann, auf dem Kopf eine verschlissene Mütze, in der Hand einen Werkzeugkasten.

Bestimmt irgendein Hilfsarbeiter.

Nicht die Gestapo.

Auf dem Weg zum Hauseingang knirschte der Kies unter den Sohlen von Dietrichs schwarzen Halbschuhen. Er stieg die Stufen hoch und betätigte energisch den Türklopfer aus angelaufenem Messing.

War Bischof Bell noch da? Oder waren die sechzig Minuten Taxifahrt von Stockholm nach Sigtuna, um den Bischof von Chichester zu besuchen, vergebens gewesen?

Ein Dienstmädchen mit jugendlichem Gesicht öffnete. »Ja, bitte?«

»Ich möchte gerne zu Bischof Bell und Harry Johansson, wenn das möglich ist.« Dietrich richtete sich kerzengerade auf und packte seinen Koffer fester. Es war ihm nur zu bewusst, dass sein abgehackter deutscher Akzent seine Herkunft aus dem Land des Führers verriet. Es gab nur wenige Gründe für einen Deutschen, der keine Uniform trug, das neutrale Schweden zu besuchen. Zu viel Aufmerksamkeit war das Letzte, was er jetzt brauchte.

»Kommen Sie bitte mit.« Das Mädchen öffnete die Tür vollends und bedeutete ihm, ihr in den schmalen, schwach erleuchteten Flur zu folgen. Sie fragte ihn nicht, wer er war. Gut. Die Papiere in dem Koffer wogen nicht viel mehr als ein Laib Brot, aber für Dietrich fühlten sie sich wie Blei an.

Das Dienstmädchen öffnete die Tür zu einem Zimmer mit holzgetäfelten Wänden, diversen Bücherregalen und einem abgewetzten Schreibtisch aus Eichenholz. Dietrichs Blick fiel sofort auf den grauhaarigen Mann, der in dem Ohrensessel am Fenster saß, die großen Hände lose auf die Knie gelegt. Das Gespräch zwischen ihm und dem jüngeren, schlaksigen blonden Mann, der auf der Schreibtischkante saß, verstummte abrupt. Zwei Augenpaare richteten sich auf Dietrich. Bells Augen weiteten sich.

»Guten Tag, George.« Dietrich lächelte. Er hatte seinen Freund seit dem Frühjahr 1939 nicht mehr gesehen. Wie viel hatte sich seither verändert – in seinem Leben und in Deutschland.

»Dietrich!« Bischof Bell erhob sich. Er öffnete den Mund, um seiner Überraschung über diesen unerwarteten Besuch Ausdruck zu geben, aber Dietrich kam ihm zuvor.

»Du hast dich kein bisschen verändert.« Bell ging auf die sechzig zu, sah aber kerngesund aus. Die Jahre hatten ein paar Fältchen mehr um seine Augen gezeichnet und er war eine Spur fülliger geworden, aber das war schon alles. Dietrich fuhr fort: »Und dies ist sicher Mr Johansson? – Dietrich Bonhoeffer, zu Ihren Diensten.« Er hielt dem Schweden seine Rechte hin, die dieser kräftig schüttelte.

»Es freut mich, Sie kennenzulernen.« Johanssons Lächeln war halb freundlich, halb neugierig.

Nach ein paar Minuten weiterer Höflichkeiten verließ Johansson den Raum und Dietrich und Bell blieben allein zurück. Kaum hatte die Tür sich hinter Johansson geschlossen, ließ Bell seiner Überraschung freien Lauf. »Was machst du denn hier? Ich hatte gehört, du seist in Norwegen, auf dem Weg an die Front.« Er ließ sich zurück in seinen Sessel fallen.

»Du meinst, was für andere Gründe könnte ich dafür haben, ausgerechnet jetzt nach Schweden zu kommen?« Dietrich setzte sich in einen leeren Sessel; seinen Koffer stellte er daneben. Normalerweise hätte er es sich jetzt bequem gemacht und seine langen Beine ausgestreckt. Aber nicht heute. Die Nachricht, die er gleich überbringen würde, ließ ihn steif und aufrecht dasitzen. »Das ist eine lange Geschichte. Die Kurzversion ist, dass ich jetzt offiziell für die Abwehr arbeite.«

»Du arbeitest für den deutschen militärischen Geheimdienst?« Bell beugte sich vor, sein Blick schoss unruhig hin und her; er schien kaum fassen zu können, was Dietrich da sagte.

»Mit einem Wort: ja.« Dietrich hatte nicht viel Zeit. Irgendwann nach dem Krieg, wenn er und Bell sich wieder treffen konnten, würde er ihm alles genau erklären. Jetzt musste er sich auf das Wesent-

liche konzentrieren. »Mein Schwager, Hans von Dohnanyi, steht im Zentrum meines Engagements. Und der Verschwörung.«

Verschwörung. Nur ein Wort. Aber wie viel war damit verbunden! Wie viele Menschenleben hingen daran! Seine Augen schweiften instinktiv durch das Zimmer, auf der Suche nach Telefonen, die womöglich angezapft waren, oder offenen Fenstern, durch die jemand mithören konnte. Nach dem Gesetz gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei war jede Kommunikation mit England oder einem anderen Feindstaat nicht nur gefährlich, sondern galt als Verrat, auf den die Todesstrafe stand. Ein Verrat, den Dietrich ganz bewusst und ohne Kompromisse beging. Mit klopfendem Herzen beugte er sich nach vorne, seine Stimme nur noch ein Flüstern. »Es ist mehr als eine Verschwörung. Es gibt Pläne … für den Sturz der deutschen Regierung und die Ermordung von Adolf Hitler.«

Bell holte so tief Luft, dass es klang wie das Pfeifen einer Kugel. »Dann ist es also wahr«, flüsterte er.

»Wahrer denn je«, erwiderte Dietrich. »Und wir brauchen dich, George. Ich bin extra von Berlin hierhergekommen, um dich zu besuchen. Im Namen meiner Freunde in Deutschland möchte ich dich bitten, uns zu helfen, die britische Regierung von unseren Plänen zu informieren. Wenn – falls – der Coup gelingt, wollen die Beteiligten davon ausgehen können, dass Großbritannien zu Friedensverhandlungen bereit ist. Du hast Kontakte zum *House of Lords*, du kannst mit Anthony Eden reden. Als Außenminister in der Churchill-Regierung kann Eden uns sehr helfen, wenn man ihn nur überzeugen kann.« Dietrich redete immer schneller, seine Worte überschlugen sich förmlich. »Hans und General Oster glauben, dass noch viel mehr Offiziere bereit wären, mit uns zusammenzuarbeiten, wenn sie sich nur sicher sein könnten, dass die britische Regierung hinter uns steht. Du könntest entscheidend dazu beitragen, dass wir ihre Unterstützung bekommen.«

Bell presste eine Hand an seine zerfurchte Stirn. »Sicher, sicher. Ich werde mein Bestes tun. Aber das geheime Memorandum, das du mir letztes Jahr geschickt hast – leider hat es keiner in der Regie-

rung besonders ernst genommen. Sie glauben nicht, dass irgendwelche antinationalsozialistischen Kräfte in Deutschland etwas bewirken können, jedenfalls nicht vor der totalen militärischen Niederlage Deutschlands.«

»Das sehen die Feldmarschälle von Bock und von Kluge aber anders. Sie, wie auch General Beck und General Oster, sind fest entschlossen, nach einer Ermordung Hitlers die Regierung zu stürzen. Bis dahin können wir nicht viel ausrichten.«

»Feldmarschall von Bock und Feldmarschall von Kluge«, murmelte Bell, als wolle er sich die Namen einprägen. Er nickte. »Gut, gib mir so viele Namen und Informationen, wie du kannst, Dietrich. Ich werde sie nach bestem Vermögen einsetzen. Du weißt natürlich so gut wie ich, dass Churchill fanatisch gegen jegliche Friedensfühler ist; er will diesen Krieg gewinnen, koste es, was es wolle. Nach diesen langen Kriegsjahren ist es für die Engländer schwierig, wenn nicht unmöglich geworden, zwischen Deutschen und Nazis zu unterscheiden. Und können wir ihnen böse sein? Die rücksichtslosen Bombardierungen Londons, die vielen getöteten Zivilisten … Die Engländer haben viel erlitten durch Hitler und seine Generäle. Wir dürfen uns nicht wundern, dass diese angeblichen Widerstandszellen sie nicht überzeugen.«

Dietrich stand auf und trat ans Fenster. Er schaute hinaus, aber er sah nicht den blauen Himmel und das helle Sonnenlicht, sondern die Gesichter all der Gejagten und Schutzlosen, eine endlose Schlange von Gespenstern, die ihn bis in seine Träume verfolgte. Die Menschen in Deutschland, die auf Befehl des Staates den Euthanasietod erlitten, weil ihr Leben angeblich nicht lebenswert war.

Und die Juden. Gottes erwähltes Volk. Auch hier, in diesem Zimmer im neutralen Schweden, war es nicht zu leugnen, dass auf Befehl des Führers Millionen von ihnen systematisch zusammengetrieben und ermordet wurden. In überfüllten Eisenbahnwaggons wurden sie in die Lager gefahren wie Vieh zum Schlachthaus. Frauen. Kinder. Menschenseelen.

Dietrich drehte sich wieder um und sah Bell an. Ein paar Staub-

flocken tanzten im Licht der Sonnenstrahlen, die auf das dünner werdende graue Haar des Bischofs fielen. Er würde ihnen helfen; würde die Wahrheit vor die bringen, die in England das Sagen hatten. Aber würde er sie überzeugen können?

»Nur wenige wissen von meinem Engagement«, fuhr Dietrich leise fort. »Viele glauben, dass ich die Bekennende Kirche verraten und verlassen habe, weil ich in der Abwehr arbeite.« Er schluckte. »Deutschland hat schwer gesündigt, George. Wir alle müssen den Preis zahlen, den es kostet, die Nation zur Buße zu führen. Christus hat uns dazu berufen, für andere zu leiden. Zu meinem Leiden gehört es, dass ich Gewissensskrupel hintanstelle. Ich lüge. Ich fälsche Mitteilungen und Vermerke, um die wahren Zwecke meiner Reisen zu vertuschen.«

»Und gehört es auch zu deinem Leiden, dass du an Mordplänen beteiligt bist?« Bell erwiderte Dietrichs Blick. Es lag keine Verurteilung in den Augen des Bischofs, nur die Aufforderung, ehrlich zu sein.

Dietrich nickte. Ihm war nicht wohl zumute bei diesem Gespräch, aber er würde auch nicht im Boden versinken. »Vielleicht gehört auch das zur Strafe Deutschlands dazu, dass wir gezwungen sind, zu solchen Mitteln zu greifen.« Er setzte sich wieder und öffnete seinen Koffer, um die Dokumente herauszuholen, die er für Bell mitgebracht hatte. »Wir haben uns schon zu weit vorgewagt, um noch umzuschwenken. Jetzt müssen wir es durchziehen.«

Und er begann, Bell in Details der Verschwörung einzuweihen und ihm Dinge anzuvertrauen, die, sollten sie auffliegen, schnell tödlich enden konnten. Denn die Gestapo hatte ständig den Finger am Abzug, um mit Landesverrätern kurzen Prozess zu machen. Wieder musste er an die Worte seines Bruders Klaus denken, die ihm wie ein gespenstischer Refrain in den Ohren klangen: *Wenn du ihr auf den Schwanz trittst, beißt sie dich.*

Zwei

8. Juni 1942
Landgut Klein-Krössin
Pommern

Was für schöne Erinnerungen hatte er an diesen Ort!

Dietrich ging auf das Haus zu, die Nachmittagssonne warm im Gesicht, das Zwitschern der Vögel im Ohr. Klein-Krössin, das war ein sicherer Hafen, eine kleine Insel der Ruhe und des Glücks. Ein Ort, an dem man schreiben und denken konnte. Und bei einer Tasse Kaffee vor dem Kamin sitzen und sich ausgiebig unterhalten. Nach der anstrengenden Reise nach Schweden brauchte er diese Oase mehr denn je.

Noch bevor er anklopfen konnte, öffnete Ruth von Kleist-Retzow die Tür. »Dietrich! Das ist aber schön!« Ruths Haar war schon lange so weiß wie die Gipfel der Alpen und ihr Gesicht hatte sein Quantum an Fältchen, aber ihr Lächeln war strahlend wie ein Sommertag.

»Ruth.« Er umarmte die Frau, dann hielt er ihr die Tür auf, damit sie zurück ins Haus treten konnte. Drinnen roch es heimelig. Sauber, nach Seife und Politur. Und einladend, nach Apfelstrudel und Sauerbraten.

»Du siehst müde aus, Dietrich.« Ruths scharfen Augen entging nichts.

»Die Abwehr hält mich halt beschäftigt.« Ruth machte sich ihre Gedanken, was Dietrich wirklich beschäftigt hielt, aber über diese Dinge sprach man nicht am helllichten Tag, auch nicht im relativ geschützten Klein-Krössin. »Und wer ist heutzutage nicht müde?«

»Du darfst so oft und so lange zu uns kommen, wie du willst, das weißt du ja.« Ruths Schuhe klapperten über den glänzenden Holz-

fußboden, als sie Dietrich ins Wohnzimmer führte. Es war ein Zimmer von der benutzten und geliebten Sorte, halb gepflegt, halb unaufgeräumt. Alles war blitzsauber, aber der Kaminsims quoll über von Fotografien von Ruths zahlreichen Kindern und Enkeln, und auf den beiden geblümten Sofas lagen allerlei Kissen und Decken. Durch das einen Spalt offen stehende Fenster kamen die Düfte des Sommers und das gedämpfte Schnattern von Ruths geliebten Gänsen.

Hätte er nicht genau gewusst, warum er so ein Ausnahmeleben führte – denn wie viele Männer seines Alters und mit seinen Fähigkeiten mussten *nicht* hinaus an die Front, für Ehre und Vaterland? –, dann hätte der Luxus dieses Besuches ihm heftige Gewissensbisse bereitet. Aber er wusste: Er war ein Werkzeug Gottes, auf einer Mission, die tausendmal wichtiger war als jeder Befehl des Führers. Er war Pastor, Autor und Verschwörer, und das alles für Gott.

Verschwörer – diese Tatsache konnte er nie vergessen, noch nicht einmal in Klein-Krössin.

»Diesmal werde ich höchstens eine Woche bleiben können«, sagte er. »Aber ich hoffe, ich kann in dieser Zeit einiges schaffen.«

»Schreibst du noch an deiner *Ethik*?« Ruth bedeutete ihm, sich auf dem Sofa ihr gegenüber niederzulassen.

»Ja.« Wenn die Zeit es zuließ und Gott ihm die richtigen Gedanken gab, brachte Dietrich viel zu Papier in dem kleinen Büro, das Ruth ihm in der Mansarde eingerichtet hatte. Dort hatte er sein Buch *Nachfolge* fertig geschrieben, das wider Erwarten viel Resonanz gefunden hatte, sogar im fernen Amerika. In Deutschland erschien zurzeit natürlich nichts im Druck, was den Namen Dietrich Bonhoeffer trug.

»Und wie geht's dir so, Ruth?«

Die alte Dame öffnete den Mund, um zu antworten, doch rasch herbeieilende Fußschritte unterbrachen sie.

Ein junges Mädchen stürmte herein. Ja, *stürmte*, anders konnte man es nicht ausdrücken. An Rock, Bluse und Nase hatte sie Lehmspritzer. Sie war weder besonders hochgewachsen noch besonders

zierlich. Aber was ihr an Körpergröße fehlte, machte sie mit Empörung mehr als wett.

»Du glaubst es nicht, was der Schillers Friedrich, dieser Blödmann, sich heute geleistet hat! Du weißt doch, dass ich Greta heute Morgen Erdbeeren gegeben hab? Vor der Metzgerei hab ich ihn erwischt, wie er sie ihr wegnehmen wollte. Ich wollte ihm den Korb wieder aus der Hand reißen, aber er hat gezogen wie verrückt. ›Lieber Junge‹ hast du ihn mal genannt. Lieber Junge? Ha! Wenn der mit neun Jahren so ein Aas ist, was wird er dann mit fünfzehn sein?« Sie stemmte entrüstet die Fäuste in die Hüften.

Dietrich saß still da und versuchte sich ein amüsiertes Schmunzeln zu verbeißen. Es war natürlich überhaupt nichts Komisches daran – ein Junge, der einem Mädchen das Obst wegnimmt, das es geschenkt bekommen hat. Aber die Empörung dieser jungen Dame – wer auch immer sie war –, sie war köstlich.

»Ich verstehe.« Ruths Lächeln war eine Spur zu geduldig, so, als erlebte sie solche Szenen öfters. »Du hast ihm bestimmt gehörig die Leviten gelesen. Armer Friedrich, fast hab ich Mitleid mit ihm. Der wird so schnell nicht wiederkommen.«

Das Mädchen nickte. Eine Strähne ihres honigfarbenen Haars hing ihr über die Wange.

Ruth fuhr fort: »Aber Maria, es gehört sich nicht, so in ein Zimmer hineinzuplatzen, das weißt du doch. Vor allem, wenn wir gerade Besuch haben.«

Erst jetzt schien die junge Dame Dietrichs Gegenwart zu bemerken. Sie schlug beide Hände vor den Mund, blickte schockiert, kurz darauf verlegen. Einen Augenblick lang sagte niemand ein Wort. Maria starrte Dietrich entgeistert an. Er erwiderte ihren Blick ruhig. Ruth schaute das Mädchen und ihn abwechselnd an, die Hände im Schoß gefaltet, gelassen wie immer.

Endlich lösten Marias Hände sich von ihrem Mund. »Großmutter, wer ist das?« Sie zeigte auf Dietrich wie auf eine Spinne an der Wand.

Ruth lachte – ihr vertrautes, glockenhelles Lachen. Bevor sie sie

beide einander vorstellen konnte, stand Dietrich auf und trat zu dem Mädchen.

»Erlauben Sie mir, dass ich mich vorstelle. Ich bin Dietrich Bonhoeffer. Und Sie sind …?« Er lächelte und versuchte, ihr ein wenig ihr Unbehagen zu nehmen. Es war schließlich nicht ihre Schuld, dass sie in den Matsch gefallen war oder nicht gemerkt hatte, dass er im Zimmer war.

Ihr Kinn ging eine Spur nach oben. Sie hatte ein einnehmendes Gesicht, fast mädchenhaft rund und gleichzeitig stolz und überaus lieblich. »Maria von Wedemeyer.«

Jetzt war die Überraschung auf seiner Seite. Fort waren die langen Zöpfe und das kindliche Trägerkleid des Mädchens, das er in seine Konfirmandenklasse hatte aufnehmen wollen. Die Maria, die hier vor ihm stand, mit ihren ausdrucksstarken blauen Augen und dem zurückgebürsteten, wenn auch gerade zerzausten Haar, war keine Zwölfjährige mehr. Sicher wartete sie darauf, dass er irgendetwas in Richtung höflicher Konversation sagte. Er räusperte sich. »Es ist … äh … schön, Sie zu sehen – wiederzusehen.«

Sie hielt ihm ihre Hand hin, die ebenfalls nicht ganz sauber war. Dietrich nahm sie, schmutzig oder nicht. Er konnte seinen Blick nicht von ihrem Gesicht losreißen. Sie schien sich beruhigt zu haben und erwiderte seinen Blick nun fest. Ihre Finger schlossen sich um seine, nicht zögerlich oder schlaff, sondern warm und kräftig, und vielleicht hielt er ihre Hand ein wenig länger als unbedingt nötig, bis er sich besann und sie losließ.

Maria sah ihre Großmutter an. »Warum hast du mir nicht gesagt, dass Pastor Bonhoeffer heute Nachmittag kommt?«

Ruth lachte wieder, als sei dies eine Szene aus einer komischen Oper. »Warum hätte ich das tun sollen? Hättest du dann mehr auf dein Äußeres geachtet?«

Maria zuckte die Achseln, ein kurzes Lachen in den Augen. »Vielleicht schon. Gut, dass ich den Schiller nicht an den Ohren hergezerrt habe. Er sieht gerade noch viel dreckiger aus als ich.« Sie grinste, als sei sie es gewöhnt, sich mit ihrer Großmutter zu necken.